

Die Rolle der Sozialwissenschaften für eine gemeinwesenorientierte Sozialarbeit

Vortrag, gehalten am 14. 05. 2002 - an der Fachhochschule St. Pölten Studiengang Sozialarbeit
von Marianne Roessler

Einleitung

Als ich gefragt wurde, ob ich Lust hätte, einen Vortrag zu Gemeinwesenarbeit und Sozialforschung zu halten, war mir natürlich von Anfang an klar, dass das Thema sehr sehr breit ist und dass man eigentlich erst noch ein umfassendes Forschungsprojekt darüber machen müsste, bevor sich darüber ein Vortrag halten lässt. Nachdem das aber nicht der Fall war, bin ich vor der Aufgabe gestanden einige Aspekte herauszugreifen, die mir wesentlich erscheinen. Genau die Tatsache, dass wenig komprimiertes, gut übersichtlich zusammengetragenes Material vorhanden ist stellt schon einen wesentlichen Kern des Problems dar, bzw. die erste Herausforderung für eine gelingende Kooperation dieser beiden Disziplinen. Meine Ausführungen bitte ich Sie als Diskussionsbeitrag zu verstehen. Es sind meine Überlegungen soweit sie bis jetzt gediehen sind.

Als ich dann begonnen habe über das Thema genauer nachzudenken, hat sich immer mehr für mich die Frage gestellt, was diese beiden Professionen machen, dass sie so wenig voneinander lernen, so wenig miteinander im Gespräch sind und sich mehr oder weniger gegenseitig verachten, wo sie meiner Meinung nach so viel miteinander entwickeln könnten. Stattdessen behindern sie sich: Die PraktikerInnen werfen den TheoretikerInnen vor, abgehoben zu sein und umgekehrt sehen die TheoretikerInnen die PraktikerInnen als die Dummen an - überspitzt formuliert.

Gemeinsam ist den beiden Disziplinen - nämlich der Sozialarbeit und der Sozialforschung die Aufgabe, einen Unterschied zu machen, der einen Unterschied macht wie Fritz B. Simon es ausdrückt (vgl. Simon,). Einen Unterschied zu machen, der relevant ist und damit eine konstruktive Distanzierung vom Feld überhaupt erst ermöglicht.

In meinem Vortrag werde ich zunächst einige Aspekte von Sozialarbeit und Gemeinwesenarbeit behandeln. Dann werde ich auf Fragen des Empowerment eingehen und wie die Sozialwissenschaften Empowerment und Ressourcenorientierung in der Gemeinwesenarbeit unterstützen können. Im letzten Teil meines Referates werde ich einige Thesen zur Diskussion stellen, welche Art von sozialwissenschaftlicher Forschung der Gemeinwesenarbeit und der Sozialarbeit hilfreich sein könnten.

Ich würde sagen, dass die Hochphase der GWA in den 70er Jahren anzusiedeln ist und dass es erst in den letzten Jahren wieder zu einer kritischen Wiederannäherung gekommen ist und Vieles an theoretischer Auseinandersetzung passiert ist und eine Auseinandersetzung mit methodischen Konzepten begonnen hat. Viele Entwicklungen sind aber Zufälligkeiten überlassen, z.B. welche Konzeptionen aufgegriffen werden. GWA passiert irgendwie, könnte man meinen: relativ ungeplant und unstrukturiert. Die Gemeinwesenarbeit ist immer noch der Sektor der Sozialarbeit, der am unterbelichtetsten ist. Ganz besonders unterbelichtet sind aus meiner Sicht die Schnittstellen zu Regionalentwicklung, zu lokalen Ökonomien, jenseits der Tauschringe, und auch zur Stadtplanung. Diese Aspekte der GWA wurden besonders von Tilo Klöck aufgegriffen, der davon ausgeht, dass GWA, sich nicht auf die Ebene der Kommunikation und der politischen Teilhabe beschränken darf, sondern, dass "tragfähige solidarische Ökonomien" (vgl. Spitzky, 2000, 36) geschaffen werden müssen. Hier könnten sich spannende Fragestellungen fast aufdrängen.

Wichtig wäre es auch, Modelle, national und international, zusammenzutragen, um Beispiele adaptierbar und übertragbar für Österreich zu machen -abgestimmt auf die hiesigen, politischen, sozialen und regionalen Bedingungen.

Die Rolle der Sozialarbeit könnte darin bestehen, solche Themen als Forschungsgegenstand aufzu-

bringen und mit der Wissenschaft gemeinsam, Projekte und Fragestellungen zu entwickeln und zu definieren.

Sozialarbeit, darüber sind wir uns - nehme ich mal an - in diesem Forum einig, ist eine eigenständige Disziplin mit dem "Anspruch die Generalfunktion für soziale Problemlösungen zu haben und sie reklamiert für sich ein aus der Praxis entstandenes Problemverständnis zu haben" (Lüssi, 1995). Das weist schon darauf hin, dass vielfältige Kompetenzen notwendig sind. Lüssi schreibt, "dass Sozialarbeit aus der eigenen Praxis heraus forschende und handelnde Professionskompetenz entwickelt." Ziel sollte es sein, sich dabei "nicht von anderen Disziplinen okkupieren zu lassen, sondern deren Erkenntnisse und Methoden in modifizierter Form auf der Grundlage eigener Fachlichkeit und dem speziellen sozialarbeiterischen Verwendungsinteresse anzuwenden oder auch weiterzuentwickeln." Wäre diese Zielsetzung realisiert, wäre viel erreicht. Leider schaut der Ist-Zustand anders aus. Gerade die Sozialarbeit ist ohne eigens entwickelter und etablierter zugehöriger Forschung in besonderem Maße von anderen Disziplinen gesteuert, um es mal neutral zu formulieren.

Soziale Arbeit ist eine eigenständige Wissensdisziplin, die, eingebunden in den gesellschaftlichen Kontext, mit einem spezifischen Fokus an Probleme, an Fragestellungen und an Zielgruppen herangeht. Sozialarbeit ist keine wissenschaftliche Disziplin, hat keine universitäre Anbindung und orientiert sich deshalb immer an fremden Wissenschaftsdisziplinen. Umgekehrt bedeutet das, wie Müller und Gehrman es bezeichnen einen "kolonialen Zugriff" durch andere Disziplinen auf die Sozialarbeit. Das zeigt sich auch in der GWA.

"Die PädagogInnen betonen den erzieherischen Aspekt der Sozialarbeit und liefern entsprechende Theoriegebäude, die Soziologie kolonialisiert mit entsprechenden soziologischen Theorien über die Gestaltung der Gesellschaft und die Ökonomie verursacht das Missverständnis, dass sie davon ausgeht, dass Sozialarbeit materielle Hilfe in finanziellen Notsituationen liefern muss". (Willfried Hellmann, Sozialarbeitswissenschaft und Professionalisierung Sozialer Arbeit, www.fh-fulda.de; 25. 2. 2002)

Gemeinwesenarbeit wurde von unterschiedlichen AutorInnen vielfältig definiert und rezipiert. Wer sich nun erwartet, dass ich die Ansätze, die sich seit den 70er Jahren entwickelt haben, referiere, den oder die kann ich gleich vorab enttäuschen: die Ansätze und Konzeptionen kann man sehr komprimiert und übersichtlich im Beitrag von Christine Spitzzy im Buch *Gemeinwesenarbeit und Bürgerschaftliches Engagement*, das in der Reihe *SOZAKTIV* erschienen ist, nachlesen.

Trotz unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen bei den einzelnen Ansätzen (vgl. Mohrlock, Oelschlägl, Hinte, Klöck usw.) ist allen Ansätzen gemeinsam, dass es um die Verbesserung der Lebensqualität geht, Orientierung an den Ressourcen der Einzelnen, Orientierung am Gemeinwesen und die Suche nach Veränderungspotentialen im Sinne von Verbesserungspotentialen. Christine Spitzzy schreibt und sie bezieht sich dabei auf die Trierer Thesen "es geht um die Verknüpfung sozialpolitischer, arbeitsmarktpolitischer wirtschaftspolitischer und wohnungspolitischer Lösungsansätze für sozialräumliche Probleme." (Spitzzy, 2000, 34)

Die gemeinwesenorientierte Sozialarbeit muss mit vielen gesellschaftlichen Phänomenen zurande kommen, sie ist das Feld, in dem sich die unterschiedlichsten und auch die meisten AkteurInnen tummeln und an sozialen Prozessen beteiligt sind. Da gibt es die BewohnerInnengruppen, verschiedene Hierarchieebenen der Institutionen, bürgerschaftliche Institutionen und die Ebenen der Politik und Verwaltung.

Die vielzitierte Spaltung der Gesellschaft in eine Zweidrittelgesellschaft, unterliegt noch einer weiteren Spaltung: Das benachteiligte Drittel (Tendenz steigend) wird immer weiter zersplittert. Es gibt immer mehr sich z.T. auch bekämpfende Gruppierungen, die sich um wenig Ressourcen raufen und die versuchen andere Gruppen auszugrenzen. Bei der immer ungleicher werdenden

Ressourcenverteilung werden die Verteilungskämpfe immer härter und Ausgrenzungsmechanismen immer aggressiver. Die stigmatisierten Gruppen werden hierarchisiert, in die guten Armen und in die bösen Armen gespalten, in diejenigen, die zurecht Leistungen des Sozialstaates beziehen und in diejenigen, die dies zu unrecht tun. Arbeitslose Jugendliche gegen AsylantInnen, MigrantInnen gegen Wohnungslose, AlleinerzieherInnen gegen Menschen mit besonderen Bedürfnissen, und so fort.

Dieses benachteiligte Drittel, wenn man das mit Bourdieu genauer analysiert, hat nicht nur einen Mangel am Zugang zum ökonomischen Kapital, sondern auch einen Mangel am Zugang zum kulturellen und sozialen Kapital. (vgl. Schenk, 2000, 62 f.) . Dadurch besteht gesellschaftliche Chancenungleichheit, insbesondere in Hinblick auf Partizipationsmöglichkeiten und gesellschaftliche Teilhabe in mehrfacher Hinsicht. In der Öffentlichkeit wird häufig ein gegensätzliches Bild gezeichnet. Martin Schenk beschreibt es als "das Bild des großen runden Tisches um den alle gleichberechtigt sitzen und die verschiedensten gesellschaftlichen Gruppen die verschiedensten Gesellschaftsverträge verhandeln. Dabei bleiben die Machtverhältnisse ausgeklammert" (Schenk, 2000, 60)

Kurz zusammengefasst: das benachteiligte Drittel ist nochmals segmentiert. Dieses Drittel wird das bürgerliche Ideal nie erreichen, weil sie nach Bourdieu dem nicht gerecht werden können. Das ist ein weiteres Argument für eine ressourcenorientierte Sozialarbeit.

Dazu Hinte: "Die Sozialarbeit stellt das 'auffällige, das deviante' Individuum mit seinen 'Defiziten' und 'Bedürfnissen' in den Mittelpunkt" (Hinte, 1991) Diese Sichtweise, meinen viele SozialarbeiterInnen ist überholt, wir setzen ohnehin an den Stärken und an den Ressourcen an, andere meinen: es ist ja schließlich die Aufgabe der Sozialarbeit, die Benachteiligten im Fokus zu haben und ein Stück weit auch zu kontrollieren, dass die Schwächeren nicht missbraucht, geschlagen, oder vernachlässigt werden.

Beides stimmt würde ich meinen und folge damit den Überlegungen von Wendt, der den Defizitansatz ablehnt und sich "gegen eine Reduktion auf Notlagen und Randständigkeit" (vgl. Wendt) stellt. "Wir haben die Lebensführung, die Verhältnisse und die Lebenswelt einzelner Menschen und sozialer Gruppen im Gemeinwesen generell zu studieren , um, so Wendt weiter " für unterstützendes, beratendes, sozialpflegerisches, sozialpädagogisches, rehabilitierendes, normalisierendes und resozialisierendes Handeln Orientierung zu schaffen". (Wendt: Sozial und wissenschaftlich arbeiten. 1994In: Hellmann, Willfried: Sozialarbeitswissenschaft und Professionalisierung Sozialer Arbeit, www.fh-fulda.de; 25. 2. 2002)

Die Sozialarbeit agiert de facto oft - zwar nicht mehr vom theoretischen Hintergrund her aber von der praktischen Ausformung mit einer pädagogisierend, normativen Haltung, die an den Defiziten ansetzt. Angelehnt an Bourdieu kann diese pädagogisierende Haltung nicht funktionieren, weil die Angehörigen privilegierter sozialer Schichten, die mit mehr Kapital ausgestattet sind, immer weitere neue Distinktionen entwickeln, um sich abzugrenzen.

Was hier helfen kann, ist die viel beschworene Ressourcenorientierung wirklich in die Tat umzusetzen, auch das ist ein wichtiges Thema für die Sozialarbeitsforschung. Viele Beispiele aus der Praxis zeigen, dass auch bei dem ausdrücklichen Versuch ressourcenorientiert zu arbeiten sich über die Hintertür oft unbeabsichtigt kolonialisierende Haltungen und Verhaltensweisen der SozialarbeiterInnen einschleichen. Diese Gefahr ist umso größer, weil die Finanzierungsstrukturen der Sozialarbeit in den meisten Fällen defizitorientiert sind.

Ressourcenorientiertes Arbeiten bedeutet, auf der Ebene der Individuen, dort anzusetzen, wo es den KlientInnen gelingt, ihr Leben zu managen und sie dabei zu unterstützen, diese Felder und Verhaltensweisen zu entdecken, wo es ihnen gelingt ihr Leben erfolgreich zu meistern, diese Haltungen und Verhaltensweisen zu generalisieren und auszuweiten und sie zu ermutigen mit neuen Haltungen und Verhaltensweisen zu experimentieren. Ein praktisch ausgereiftes Beispiel wie es funktionieren kann sind auf der Ebene der Einzelfallhilfe die Entwicklungen von Steve de Shazer und Insoo Kim Berg am BFTC Milwaukee/USA mit der Methode "solutionfocused brief therapy", wo sozi-

al benachteiligte Menschen, die zu einem erheblichen Prozentsatz AnalphabetInnen sind, unentgeltlich beraten werden. Auf der Ebene der Gemeinwesenarbeit, ist ein Beispiel die Aktivierende Befragung in Deutschland und neuerdings darf man sich freuen auch in Wien und Knittelfeld.

Neben der Erhöhung der Partizipationsmöglichkeiten benachteiligter Bevölkerungsgruppen und der Aktivierung bestehender Potentiale auf Seiten der BewohnerInnen benachteiligter Siedlungsgebiete hat Gemeinwesenarbeit meiner Meinung nach, wie bereits angedeutet, nicht nur auf der individuellen/bzw. zielgruppenspezifische Ebene zu arbeiten und hier im Holzkamp'schen Sinne (vgl. Holzkamp) Handlungsfähigkeit zu erhöhen, sondern Gemeinwesenarbeit hat, ganz im Sinne einer intermediären Instanz, auch Interventionen zu verfolgen, die strukturelle Veränderungen, vorzugsweise Verbesserungen, nach sich ziehen, bzw. unterstützen. Strukturelle Veränderungen finden, wie ja der Name schon sagt, auf der Ebene der Strukturen statt:

Das ist auch der Punkt, an dem nicht nur andere Professionen, wie PlanerInnen und ÖkonomInnen ins Spiel kommen, sondern v.a. die Ebene der Politik, die Ebenen der Verwaltung und bürgerschaftliche Institutionen, sowie andere Institutionen.

Womit wir vielleicht bei der uralten Frage wären, hat Sozialarbeit, demnach also insbesondere auch Gemeinwesenarbeit einen politischen Auftrag, ja oder nein: diese wirklich sehr alte Diskussion, die im Laufe der jungen Geschichte viele Male mit ja und andere viele Male mit nein beantwortet wurde kann ich in dieser Eindeutigkeit leider auch nicht klären.

Trotzdem glaube ich, dass es Aufgabe der GemeinwesenarbeiterInnen ist, einerseits Position zu dieser Frage zu beziehen und dass es auch spannende Fragestellungen für die Forschung gäbe, um hier Ansätze und methodisches Vorgehen weiterentwickeln zu können.

Als intermediäre Instanz, ist es notwendig nicht nur Betroffene zu Beteiligten zu machen und bei ihrem Empowerment zu unterstützen, sondern auch Politikberatung und Politikformulierung zu betreiben. Damit meine ich, adäquate Methoden zu entwickeln, wie BewohnerInnen und Politik miteinander ins Gespräch kommen können, wie GemeinwesenarbeiterInnen vermittelnd intervenieren können und auch wie Strukturen verankert werden können, die dem Gespräch zwischen Bevölkerung und Politik dienen und Kompetenzen in der Umsetzung bringen. Also nicht Alibi-BürgerInnenversammlungen, wo Politische Vor-Entscheidungen abgesegnet werden.

Wenn ich z.B. an das spannende Partizipationsmodell von Porto Allegro denke, so sind das interessante Entwicklungen. In dieser brasilianischen Stadt entscheiden die EinwohnerInnen direkt über erhebliche Teile des Budgets. Und dieses Modell funktioniert dort seit Jahren und die Anzahl der EinwohnerInnen, die aktiv mitentscheiden wird immer größer, weil sie erleben, dass sie etwas verändern können.

Ein anderes Beispiel, sicherlich weniger mutig, ist das WIN-Programm in Bremen. Das, was ich darüber gelesen habe klingt aber doch ganz interessant:

Hier sind Mittel bereitgestellt, mit denen Projekte gefördert werden können. Ich nehme mal an, dass das ähnlich wie beim Berliner Quartiersmanagement ist.

Empowerment und Ressourcenorientierung - eine zentrale Kategorie in der GWA

Die Gemeinwesenarbeit konzentriert sich auf die Gestaltbarkeit des Lebensraums, der Umwelten/des Umfeldes. BewohnerInnen sollen Gestaltungsmacht und Kompetenzen übertragen bekommen. Dazu müssen sie nicht nur Instrumente zur Ermächtigung bekommen, sondern sie müssen auch unterstützt werden, sich zu befähigen. Tilo Klöck (der sich auf Herringer beruft) meint, dass Empowerment von einer ungleichen Verteilung von Macht und Einflussnahmen ausgeht und die Fähigkeit der Menschen thematisiert, sich aus Abhängigkeiten und Resignation aus eigener Kraft zu befreien.

Ein Empowerment der benachteiligten Bevölkerungsgruppen bedarf auch eines Empowerment der Professionellen: Aufgabe der PraktikerInnen der Sozialarbeit muss es also sein, die gesellschaftlichen Machtverhältnisse zu thematisieren, den Benachteiligten Instrumente in die Hand zu geben,

damit diese handlungsfähiger werden, Partizipationsmöglichkeiten erkennen, sich zu artikulieren und für sich zu nutzen.

Dies bedeutet, dass GWAlerInnen ihre Analysefähigkeit, ihre forschende Haltung stets weiterentwickeln müssen, um überhaupt zu verstehen, welche gesellschaftspolitischen Strategien es auf regionaler Ebene gibt, welche Zuständigkeiten gegeben sind, welche Mechanismen wirken, wo BündnispartnerInnen zu finden sind, welche Eigenzeiten es gibt, was deren Bedeutung ist und vieles mehr. Und dazu braucht es einerseits handfestes Handwerkszeug im Sinne einer anwendungsorientierten Methodenkompetenz und es braucht "Werkzeuge" für eine forschende Haltung für eine forschende Vorgehensweise und die Fähigkeit Schnittstellen zu entwickeln, zu den unterschiedlichsten AkteurInnen, der Praxis und zum Subsystem Wissenschaft.

Um diese Analysekompetenz zu entwickeln braucht es auf Seiten der SozialarbeiterInnen eine Methodenkompetenzentwicklung für sozialwissenschaftliche, insbesondere für qualitative Methoden, um gegenstandsadäquat (im Sinne von Kurt Lewin) Fragestellungen mit geeigneten Erhebungsinstrumentarien zu entwickeln.

Kein Empowerment der BewohnerInnen ohne Empowerment der SozialarbeiterInnen

Ich habe gesagt, dass gemeinwesenorientiert arbeitende SozialarbeiterInnen, auf der Mikroebene das Ziel verfolgen, dass sich Menschen empowern, lernen, sich einzumischen, Netzwerke zu entwickeln, und bei der Durchsetzung ihrer Anliegen auf den jeweiligen Ebenen von Politik und Verwaltung unterstützt werden. Im Idealfall übernehmen die Betroffenen immer mehr Aufgaben selbst. Dazu gehören durchaus auch Aufgaben, die zu einem früheren Zeitpunkt von Profis übernommen wurden: Nun kann man sagen, das ist super, das ist genau das Ziel von Empowermentprozessen, nämlich, dass die BewohnerInnen sich selbst ermächtigen und die Professionellen sich aus bestimmten Aufgaben sukzessive zurückziehen. Die andere Seite der Medaille ist, dass diese Entwicklung für die Profis auch etwas Bedrohliches haben.

Warum?

GemeinwesenarbeiterInnen machen sich auf diese Art und Weise zumindest bei einzelnen Aufgaben, die sie gut und vielleicht auch gerne machen, überflüssig. Das heißt, dass sie u.U. die eigenen Kompetenzen verändern müssen und letztendlich auch Empowerment in Hinblick auf die eigenen Kompetenzen (vgl. Giesecke, 85 f.) betreiben zu müssen.

Das scheint mir auch deshalb besonders wichtig, um den Abwertungen anderer Berufsgruppen zu begegnen. Tilo Klöck fragt sich: "Woran denken Stadtentwickler, wenn sie sagen, Sozialarbeiter könne man in der Stadtentwicklung nicht brauchen, weil sie nichts beitragen können"; ich weiß zwar nicht wen er da zitiert, aber ich kann mir das sehr gut vorstellen, wenn ich mir einige Entwicklungen anschau, wo SozialarbeiterInnen gar nicht vorkommen. Mir scheint, dass wir die auf uns zukommenden Ausgrenzungen der SozialarbeiterInnen auf dem Sektor GWA noch unterschätzen. Die GWAlerInnen dürfen bisschen auf der kommunikativen Ebene tätig sein, die ÖkonomInnen, PlanerInnen, TechnikerInnen werden dann für die "großen Projekte" herangezogen.

Giesecke nennt 3 Arten von Kompetenzentwicklung, die aus meiner Sicht für die Professionalisierungsdiskussion wesentlich sind:

1. Methodenkompetenz
2. Sozialkompetenz
3. Selbstkompetenz

Diese Kompetenzentwicklungen sind von Bedeutung, weil die Tätigkeit der Sozialarbeiterin ja in einem organisationellen Kontext stattfindet und Entwicklungen, Aufgabenverschiebungen usw. auch noch von der Organisation begriffen und diskutiert werden müssen und auch davon bestimmt sind, welche Kompetenzen z.B. auf der Ebene der Verwaltung wahrgenommen bzw. respektiert werden.

Wenn ich diese Form des Empowerment als Sozialarbeiterin nicht betreibe bzw. im Blick habe, dann ist es im Grunde notwendig, Empowermentprozesse bei den BewohnerInnen nur bis zu einer bestimmten Grenze zuzulassen, um sich selbst nicht überflüssig zu machen. Dieses scheinbare Empowerment, hat zwei Vorteile:

Erstens müssen die Professionellen ihre Kompetenzen nicht weiterentwickeln, sie können sich mit vorhandenen Kompetenzen begnügen. Diese Gleichförmigkeit bedeutet Sicherheit und Sicherheit wirkt identitätsstiftend. Jetzt ist es aber gerade in der Sozialarbeit aus meiner Sicht ohnehin besonders schwierig identitätsstiftende Kompetenzen bzw. ein Bewusstsein über fachliche Kompetenzen zu entwickeln, weil Vieles in gewisser Weise so nahe dran an Alltagskompetenzen ist. Und es geht häufig um Kompetenzen, die gesellschaftlich einen niedrigen Wert haben (Zuhören und reden kann eh jedeR). Ganz im Gegensatz zur Expertise eines Physikers oder auch der Architekten und Stadtplaner. Da scheinen die Kompetenzen viel klarer und viel respektierter zu sein.

Und der zweite Vorteil: Die sich verändernden Notwendigkeiten müssen ja mit der eigenen Institution bzw. mit den auftraggebenden Institutionen abgesprochen werden. Die GemeinwesenarbeiterInnen müssen unter Umständen in langwierigen Gesprächen die eigene Institutionen oder eben auch den Geldgeber überzeugen und sich damit einen Auftrag holen. Das ist meistens auch nicht das Gelbe vom Ei!

Empowerment, das die größtmögliche Selbstermächtigung bei benachteiligten sozialen Schichten fördern will, hat als Voraussetzung m.E., dass auch die Profis sich kontinuierlich selbstermächtigen müssen:

Empowerment bedeutet, dass Kompetenzen, die die Profis bisher selbst innehatten und die Teil ihrer professionellen Identität waren, von ganz normalen BewohnerInnen übernommen und gut, manchmal sogar besser ausgeführt werden.

Dazu möchte ich gerne ein kleines Beispiel erzählen. Momentan begleite ich die Kolpingsfamilie Knittelfeld dabei - in meiner Funktion als Bildungsreferentin - eine Aktivierende Befragung durchzuführen.

Zugegebener Weise ist das Ganze ein Experiment, weil mir zumindest aus der Literatur keine Aktivierende Befragung bekannt ist, die hauptsächlich die Ressourcen von Ehrenamtlichen zur Verfügung hat. Dieses Projekt wird gemeinsam mit der evangelischen Jugend durchgeführt. Auf Details dieses Projektes möchte ich aus Zeitgründen nicht näher eingehen, ich will hier nur ein persönliches Erlebnis erzählen. Die Projektgruppe hat begonnen nach langen internen Diskussionen, ob dieses Projekt gestartet werden soll, zu arbeiten. Für diejenigen die die Konzeption der Aktivierenden Befragung nicht so genau kennen, geht es ja bei der Aktivierenden Befragung darum BefragterInnen zu gewinnen, und andererseits ExpertInnengespräche zu führen. Es geht weiters darum Personen aus Politik und Verwaltung dafür zu gewinnen, dass sie Projektideen, die sich im Zuge der aktivierenden Befragung herauskristallisieren auch unterstützen. Die Gespräche mit den ExpertInnen, dienen also dazu, vereinfacht ausgedrückt, potentielle BündnispartnerInnen zu finden, damit die Aktivierung der Betroffenen nicht ins Leere geht.

Vielleicht noch eine kurze Vorbemerkung: Ich selbst habe vor gar nicht all zu langer Zeit eine Fortbildung bei Wolfgang Hinte besucht, der lange und ausführlich betont hat, wie schwierig diese Gespräche mit den PolitikerInnen sind, wie viel Training und Übung es braucht, diese Gespräche überhaupt führen zu können und dass diese Aufgabe den Profis obliegt, so dass ich zum einen zwischenzeitlich dachte (mit weiblicher Selbstbeschränkung) werde ich dazu jemals in der Lage sein? Wenn überhaupt, dachte ich, dann könnten diese Gespräche nur Hauptamtliche führen, weil Ehrenamtliche dafür einfach nicht geeignet sind.

Dabei hatte ich übersehen, dass die Ehrenamtlichen von Knittelfeld voller Tatendrang waren, und selbst losstarten wollten. Und ich glaube es wäre auch das letzte was den Ehrenamtlichen, nachdem sie Lunte gerochen hatten, in den Sinn gekommen wäre, mich zu fragen wofür ich sie kompetent hielt und wofür nicht. Gleichzeitig war auch bald klar, dass die Ehrenamtlichen die kleinstädtischen Verhältnisse, ganz im Gegensatz zu mir kennen auch die Wege zu den PolitikerInnen anders laufen

als in Wien.

Als bei einer Projektbesprechung, die Ehrenamtlichen Vorschläge machten, wer von den Ehrenamtlichen mit welchen InstitutionenvertreterInnen Kontakt aufnehmen könnte, bzw. auch berichteten wer mit wem gesprochen hatte, war ich zunächst verwirrt und ich habe mir gedacht: das können die doch gar nicht.

Ich würde übertreiben, wenn ich sagen würde, dass ich mich in meiner Professionalität bedroht gefühlt habe, aber ich war doch mit der Frage an mich selbst konfrontiert, was denn in diesem Projekt überhaupt noch meine Aufgabe sein könnte, wenn die Ehrenamtlichen die Befragung machen, die Kontakte knüpfen, einen Großteil der ExpertInnengespräche führen, das Zielgebiet auswählen usf.

Gut, haben wir uns nach unserem ersten Schrecken gedacht: wenn die Ehrenamtlichen nur hin und wieder sich mit uns beratschlagen wollen, und Vieles von diesen Arbeitsschritten selbst können und auch tun wollen, dann werden wir sie wohl nicht aufhalten. Aufhalten hätten wir sie ja ohnehin auch gar nicht können, weil Ehrenamtliche bekannterweise ohnehin machen was sie wollen und was ihnen Spaß macht.

Also haben wir gesagt, wenn das so ist, müssen wir uns neue Aufgaben suchen. Also haben wir die Projektgruppe gefragt, wie wir ihnen nützlich sein könnten. Sie waren der Meinung, dass in irgendeiner Form eine interne Strukturierung notwendig wäre, sie aber nicht genau wüssten, wie das ausschauen könnte. Daraufhin, haben die nächste Projektsitzung eine ehrenamtliche AktivistIn gemeinsam mit mir in meiner Funktion als Bildungsreferentin vorbereitet.

Diese Vorbereitungssitzung war sehr interessant, weil ich auf diesen Schritt in der Planung nie selbst gekommen wäre. Wie sich in der nächsten Sitzung gezeigt hat, war das genau das was notwendig war, um weiter zu kommen.

Die Ehrenamtliche hat mir bei der Vorbereitungssitzung erklärt, welche Strukturierungshilfen ich bis zum nächsten Treffen erarbeiten soll, damit sie intern, also mit ihrer eigenen Gruppendifferenzierung und mit der Planung vorankommen.

Nachdem ich selbst sehr verblüfft war, dass ich zum einen meine Planung nicht so wie von mir ursprünglich konzipiert beibehalten konnte und zum anderen die Ehrenamtliche plötzlich die Expertin dafür war, was hilfreiche Schritte wären, habe ich mir gemeinsam mit der Bildungsreferentin der evangelischen Jugend gedacht: das ist spannend, das müssen wir erforschen, um vielleicht Verallgemeinerbares zu entdecken. Da sind wir jetzt gerade dabei, ein Konzept zu entwickeln.

Das ist ein doppeltes Beispiel für Empowerment: Wir haben nicht operational alles an uns gerissen, wir haben uns relativ schnell auch von dem Schrecken erholt, dass sie sich auch ohne uns treffen können und stattdessen haben wir uns Gedanken darüber gemacht, wie wir den Prozess unterstützen können.

Empowerment bedeutet zusammengefasst

Empowerment für die PraktikerInnen heißt, um einige Aspekte zusammenfassend zu nennen, und das wollte ich mit dem Beispiel zeigen

- Kompetenzen über Gruppendynamik zu entwickeln, die Anhaltspunkte mit ihren Modellen über Prozessorientierung und über die Entwicklung von Autoritäten, und die Übernahme von Funktionen in Gruppen bietet.
- Kompetenzen über soziale Prozesse - damit verbunden eine starke Prozessorientierung
- Formen von Interventionen, Interventionstechniken
- Erfahrungsberichte, wie die Beispiele von Karas und Hinte bzw. de Shazer und Kim Berg auf der Ebene der Einzelfallhilfe aneignen
- eine forschersche Neugierde zu entwickeln, welcher Erkenntnisgewinn das methodische Vorgehen professionalisieren könnte, dazu braucht es die Fähigkeit mit verunsichernden Situationen umzuge-

hen und in einem bestimmten Ausmaß das Interesse, sich empirische, sozialwissenschaftliche Methoden anzueignen, um die Kooperation zwischen WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen zu professionalisieren.

Das bringt mich nun, bevor ich zum zusammenfassenden Schluss meines Referates komme, zum letzten Punkt meiner Ausführungen, nämlich zu der Frage, welche Art von Forschung Gemeinwesenarbeit und Sozialarbeit brauchen?

Die Sozialwissenschaft ist die Wissenschaft, die sich mit dem Ursprung, der Entwicklung und der Struktur der menschlichen Gesellschaft befasst.

Den Stand der Sozialarbeitsforschung fasst Anton Amann, Soziologe am Institut für Soziologie an der Uni Wien folgendermaßen zusammen:

"Die Konturen der Sozialarbeitsforschung in Österreich sind undeutlich. Die Dokumentation der durchgeführten Projekte ist lückenhaft. Es gibt zahlreiche Projekte, die erst nach mühsamer Suche bei Verbänden oder über private Kontakte gefunden werden, weil sie in den großen Datenbanken des SOWIS oder der SOWIDOK nicht enthalten sind." (Anton Amann, 2000)

Der Großteil sind Analysen, im Bereich der Zielgruppenarbeit. Hier gibt es Studien zu allen möglichen Zielgruppen, zu Behinderten, zu Wohnungslosen, zu Drogenabhängigen, zu Straftätern, Frauen, arbeitslosen Jugendlichen, usw.

Relativ selten sind Analysen über die Effektivität und Wirkungsweise sozialarbeiterischer Institutionen und über die Entwicklung und Wirkung von sozialarbeiterischen Methoden und Interventionen. (Anton Amann, 2000) Relativ zahlreich sind Evaluierungen, die - zumindest kann ich hier für den arbeitsmarktpolitischen Bereich sprechen - häufig darauf ausgerichtet scheinen, Kürzungen zu rechtfertigen oder aber aus falsch verstandener Loyalität der EvaluatorInnen manchmal wenig aussagekräftige Beschönigungen beinhalten.

Weiters weist Amann darauf hin, dass relativ selten Arbeiten über die Situation von SozialarbeiterInnen sind, ihre Berufseinstiege und Berufsverhalten, ihre Berufsmotivation und ihre soziale Lage. Eine Ausnahme stellt wohl die kürzlich veröffentlichte Arbeiterkammer-Studie dar, über die man geteilter Meinung sein kann.

Die Autoren Scharpf/Fisch (1991) und Sandner (1981, 241) weisen darauf hin, dass die meisten Studien (sie beziehen sich hier v.a. auf Gruppendynamische Kleingruppenforschung (vgl. Andreas Amann, 2002) eine - wie sie es nennen "Bestätigungsforschung" ist. Diese Bestätigungsforschung setzt das Hauptaugenmerk darauf, Hypothesen zu verifizieren oder gegebenenfalls auch zu falsifizieren. Diese Art der wissenschaftlichen Herangehensweisen, so sie das Feld der Sozialen Arbeit überhaupt erfasst, geht an dem was für die Sozial- bzw. Gemeinwesenarbeit interessant sein könnte vorbei. Scharpf, Fisch und Sandner plädieren für eine stärkere, von ihnen als "Erkundungsforschung" bezeichnete Herangehensweise. Dabei postulieren sie eine nicht-zielgerichtete, offene Neugierde fürs Feld. Diese Herangehensweise impliziert Nähe zu den Feldsubjekten, um das Feld, die Kommunikationswege, das methodische Vorgehen, Interventionstechniken und Verhaltensweisen der Feldsubjekte zu erkunden.

Wesentlichstes Manko scheint mir eigentlich die Tatsache zu sein, dass es wenig qualitative Forschung über methodisches Vorgehen gibt, die für die Professionalisierung der Sozialarbeit und der GWA sehr, sehr wichtig wären. Möglicherweise rührt daher auch ein Stück der immer wieder merkbaren Wissenschaftsfeindlichkeit in der Sozialarbeit, weil die vorhandene Wissenschaft abgehobene praxisirrelevante Ergebnisse liefert, die für die konkrete Arbeit nicht nützlich sind, die SozialarbeiterInnen nur als DatenlieferantInnen missbraucht werden und deshalb wenig Interesse an sozialwissenschaftlichen Studien seitens der PraktikerInnen besteht.

Zur mangelnden Dokumentation will ich ein kleines Beispiel erzählen:

Die Gebietsbetreuung 20 hat bei einem Treffen berichtet, dass sie im Zuge der Novellierung bei Gemeindebauten, MigrantInnen, die 5 Jahre in sehr schlechter Wohnsubstanz (feucht, Schimmel,...) wohnen eine Gemeindeförderung beantragen können. "Am Anfang ist es nicht so recht gelungen, an die Zielgruppe heranzukommen" (ein Mitarbeiter). Dann, als sie zu einzelnen den Kontakt hergestellt hatten, hat sich immer einer gefunden, der zur GB mitgegangen ist und übersetzt hat. Genau die gleiche Erkenntnis hatte der Mitarbeiter, der für die ZAK -Zuschüsse im Urban-Büro zuständig war. Gut kann man sagen, dass waren eben keine Sozialarbeiter. Diese Erkenntnis ist schon viel älter. Wenn es aber keine dokumentierten Vorgehensweisen gibt, dann müssen Profis immer wieder das Rad neu erfinden.

Hauptert nimmt als Ausgangspunkt für soziale Arbeit den Menschen in Situationen "des sozialen Leids und in Überforderungssituationen" und meint, "um eine Theorie der Sozialen Arbeit grundzulegen braucht es nach Hauptert gesichertes Wissen über folgende Themen:

1. Organisation und Struktur der professionellen Praxis der Sozialen Arbeit
2. Wirkung und Auswirkung professioneller Interventionen und Methoden
3. Herkunftsmilieus der KlientInnen
4. biographische Verläufe und biographische Entstehungsursachen von Randständigkeit
5. gesellschaftliche Etikettierungs- und Ausgrenzungsprozesse
6. gesellschaftliche und sozialpolitische Veränderungen.

Diese von Hauptert getroffene Unterscheidung fokussiert auf mögliche Forschungsfragen bzw. Forschungsfelder, die für die Sozialarbeit relevant sein könnten.

Darauf aufbauend liegt es nahe, dass eine Sozialwissenschaft, die der Sozialarbeit gerecht werden will, ein ganz enges Zusammenwirken dieser beiden Disziplinen braucht, um relevante Antworten auf relevante Fragen entwickeln zu können.

Damit komme ich zum dritten Aspekt von Empowerment: Ich habe gezeigt, dass ein Empowerment der Betroffenen nicht ohne Empowerment der SozialarbeiterInnen stattfinden kann und ich füge hinzu, dass es auch ein Empowerment der SozialwissenschaftlerInnen geben muss.

Für die Sozialwissenschaft heißt Empowerment zu lernen:

1. die Nähe zum Forschungsgegenstand, also zum Feld auszuhalten: Nähe- also im Feld zu sein - und Distanz zum Feld sinnvoll zu verbinden
 - a) mit Reflexionskompetenz und
 - b) mit Methodenkompetenz
 - c) Nähe und Distanz zum Feld fruchtbringend miteinander zu verbinden
2. mit einer forschenden Neugier, geleitet von der Frage, "was ist hier eigentlich los", also erhebend und nicht bestätigend mit vorgefassten Hypothesen zu forschen.

Dazu ist es meiner Meinung nach sinnvoll an den Erkenntnissen der Handlungsforschung der 70er Jahre aufzusetzen Denn bei all der Kritik, (keine Rollendifferenzierung zwischen TheoretikerInnen und PraktikerInnen, die ins Feld gehen und versuchen Teil des Feldes zu werden. Aktionsforschung war und ist sicherlich eine unzureichende Antwort, Praxis und Theorie miteinander ins Gespräch zu bringen, die Ergebnisse waren z.T. mäßig und die Projekte lang) die sicherlich auch angebracht ist, können wir - glaube ich - daraus viel lernen, zumindest aber den Satz von Kurt Lewin beherzigen: "eine Forschung, die nichts anderes als Bücher hervorbringt, genügt nicht" (K.Lewin).

Ich glaube, dass die qualitative Sozialforschung für das sozialarbeiterische Handeln von großer Bedeutung ist, obgleich statistische Auswertungen als Argumentationshilfen oder auch als datenge-

sicherte Vorinformationen (Wohnungsgrößen, Anzahl der AlleinerzieherInnen, mittlere Einkommen, Einkommensverteilungen, MietbeihilfenbezieherInnen, usw.) auch nützlich sein können.

Die Anwendung qualitativer Forschungsinstrumentarien, insbesondere in Hinblick auf die Datengewinnung, ist mit Unsicherheiten verbunden. Mit quantitativen Methoden ist es leichter die Distanz aufrechtzuerhalten. Das Feld wird/bleibt leichter aushaltbar. Das bedeutet, dass die Unsicherheiten, mit denen man als FeldforscherIn konfrontiert ist, weil man ja unbekanntes Terrain betritt, leichter auszuhalten sind, nicht zuletzt deshalb, weil der Kontakt sehr formalisiert und klar ist. Traditionelle Wissenschaft versucht das Feld unter kontrollierten Bedingungen zu untersuchen und versucht auch die Feldsubjekte zu kontrollieren. Die Beziehung ist durch Kontrolle gekennzeichnet.

Für das Generieren von qualitativen Daten hingegen ist es wichtig, diese starre Begrenzung zwischen Feldobjekten (die die man beforscht) und Feldsubjekten (die ForscherInnen) aufzuweichen, ohne aber auf eine Rollendifferenzierung zu verzichten. Aber es zeigt sich doch deutlich, dass die Kompetenzen zwischen ForscherInnen und Beforschten stärker hin und her gehen. Und das ist bedrohlich, weil es ein stärkeres Infragegestellt werden bedeutet.

Man könnte die Hypothese daraus ableiten, dass das Verhältnis der ForscherInnen zu den Feldsubjekten das Verhältnis der SozialarbeiterInnen/GWAlerInnen zu ihren "Feldsubjekten" widerspiegelt.

Beiden ist gemeinsam:

Zum einen das Kontrollbedürfnis.

beide wollen den Prozess genau kontrollieren, wollen entscheiden was richtig und was falsch ist, usw.

Und zum zweiten Die Subjekt - Objekt-Spaltung.

Die GwalerInnen, die ForscherInnen sagen, ich bin nicht Teil des Feldes, ich beobachte es von außen. Beide glauben, dass die Beobachtung und das eigene Agieren, die Geschehnisse und die Ergebnisse nicht beeinflusst. Das ist aber ein Irrtum, denn wie uns Paul Waclawik schon lehrt. Es gibt kein Nicht-Kommunizieren und durch die Interventionen sind die GWAlerInnen und auch die ForscherInnen Teil des Feldes und stellen eine Einflussgröße dar!

Die ForscherInnen sind Teil des Forschungsprozesses und die GemeinwesenarbeiterInnen sind Teil des Gemeinwesens.

Die Idee der Profis lautet:

ich bin nicht beteiligt, ich bin draußen als ForscherIn und als GWAlerIn. Ich kann von draußen kontrollieren und Interventionen setzen. Alles kontrollieren zu wollen, ist meiner Meinung nach aber eine Illusion und verhindert im Endeffekt, dass man wirklich an das Feld herankommt, bzw. tatsächlich in Kontakt kommt. Das gilt für die SozialarbeiterInnen wie für die ForscherInnen.

Stellt sich die Frage wie solls weiter gehen??

"Universitätsinstituten stehen üblicherweise keine disponiblen Forschungsgelder zur Verfügung, über die sie in freier Themenwahl Projekte definieren und durchführen können. Die vorherrschende Form der Forschungsfinanzierung muss den Weg der Antragsforschung über die großen Förderungseinrichtungen und über diverse andere Auftraggeber in Einzelprojekten gehen. Da die Zahl der Universitätsangehörigen, die kontinuierlich an solchen Themen arbeiten, in Österreich nicht sehr groß ist, ist auf diesem Wege keine rasante Zunahme an Projekteinreichungen zu erwarten.

Ein wichtiger erster Schritt würde darin bestehen die Forschungsdokumentation im Sozialarbeitsbereich zu verbessern und zu vervollständigen, um zu erfassen, wo Lücken bestehen. Forschungsprioritäten und Forschungsprogramme müssten ausgearbeitet werden", wie Anton Amann vorschlägt.

Amann schlägt als zweite Möglichkeit vor, "solche Analysen mit Dissertationen und Diplomarbeiten zu realisieren und problematisiert dabei die Tatsache, dass das Interesse der Studierenden und die

Bereitschaft von Lehrenden zur Betreuung ein gewisses wie er sagt ‚bottle-neck‘ darstellt. Personen an Universitätsinstituten in Österreich, die kontinuierlich Forschungsprojekte zu Sozialarbeitsthemen durchführen und Arbeiten Studierender betreuen, sind nach meiner Wahrnehmung buchstäblich an zwei Händen aufzuzählen. Für Fragen der Forschungsstimulation legen sich hier folgende Möglichkeiten nahe. Berufsverbände und Akademien könnten mit diesen Instituten einen Verbund bilden, um Forschungsthemen gemeinsam zu entwickeln, die Antragstellung und Durchführung gemeinsam zu organisieren und Synergieeffekte zu nützen. Weiters könnten Sozialarbeitseinrichtungen Themenkataloge an die Institute weitergeben, die sie für wichtig halten und bei deren Bearbeitung sie bereit wären, DiplomandInnen und DissertantInnen organisatorisch und technisch zu unterstützen." (Amann, 2000)

Ich denke, dass eine Forschung, die der sozialarbeiterischen Praxis nützlich ist, in einem Dreieck zwischen PraktikerInnen, Fachhochschule und Universität stattfinden müsste.

Die PraktikerInnen müssten relevante Forschungsfragen, die sich aus der Praxis entwickeln an die Wissenschaft heranführen. Dafür gibt es auch schon konkrete Ansätze. Ein möglicher Schlüssel liegt darin, KooperationspartnerInnen in verschiedenen Fächern zu suchen und dabei auch an Fächer zu denken, die einem erst beim zweiten und dritten Nachdenken einfallen und die sich vielleicht nicht unmittelbar aufdrängen.

Zusammenfassung

1. Kommunikationsfähigkeit dieser beiden Disziplinen muss erhöht werden.
2. PraktikerInnen müssen sich in die wissenschaftliche Community einmischen
3. Es gibt kein Empowerment der Betroffenen ohne Empowerment der Professionellen Empowerment muss dreigeteilt stattfinden: bei den Betroffenen, bei den SozialarbeiterInnen und den SozialwissenschaftlerInnen.
4. Eine Sozialwissenschaft, die der Sozialarbeit nützlich ist, braucht den Fokus auf der Erhebungsforschung und weniger auf der Bestätigungsforschung, insbesondere auf der Erforschung methodischer sozialarbeiterischer Vorgehensweisen. Dafür müssen SozialarbeiterInnen lernen und zwar besonders auch in der Ausbildung und in Fortbildungen "offene" zielunspezifische Neugierde zu entwickeln.
5. Forschung und Praxis brauchen in allen Phasen des Forschens einander: in der Entwicklung der Fragestellung, in der Beschreibung des Gegenstandes, im Herausfiltern, welche adäquaten Erhebungs- und Auswertungsmethoden zu Erkenntnisgewinn führen.
6. Das Verhältnis der Forscherin zu den Feldsubjekten spiegelt das Verhältnis der SozialarbeiterInnen bzw. GWA-lerInnen zu ihren "Feldsubjekten" wider und es gibt mehr Ähnlichkeiten als man denkt: Kontrollbedürfnis: beide wollen den Prozess genau kontrollieren, wollen entscheiden was richtig und was falsch ist, usw.

Die Subjekt - Objekt-Spaltung:

GwalerInnen und ForscherInnen sagen, ich bin nicht Teil des Feldes.

Ich beobachte es von außen, sagen die ForscherInnen und glauben, dass die Beobachtung das Agieren und die Geschehnisse nicht beeinflusst, die Gwa-lerInnen wollen, dass sich im Gemeinwesen etwas bewegt, animieren, empowern, initiieren, beraten und meinen auch, dass sie Außenstehende, Nicht-Einflussgrößen sind.

7. Ohne Göd ka Musi gilt natürlich auch für die Sozialarbeit: es braucht Mittel nicht nur für die Feuerwehrsozialarbeit, sondern auch für Dokumentation und begleitende Forschung, um die Sozialarbeit in der Praxis weiterzuentwickeln. Dieser dokumentierende und wissenschaftliche Teil, der für Qualität maßgeblich und wichtig ist, müsste in allen Dienstleistungen der sozialen Arbeit verhandelt werden und zwar nicht als Luxus, sondern als notwendiger fixer Bestandteil einer sozialen Arbeit.
8. Forschung und Praxis sollten in einem Dreieck stattfinden zwischen PraktikerInnen, Fachhochschule und Universität Dazu bräuchte die Sozialarbeit auch dort eine bessere, oder eine andere Verortung.

Vielen herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit, und dass Sie so lange durchgehalten haben.

Zur Autorin:

DSA Mag. Marianne Roessler

Sozialarbeiterin, Sozialwissenschaftlerin, Supervisorin und Organisationsberaterin in freier Praxis. Zusatzausbildung: Lösungsorientierte Beratung nach Steve de Shazer. Netzwerkpartnerin von OST (Netzwerk f. Organisationsberatung Supervision Sozialforschung Training). Diverse Projekte und Veröffentlichungen zu Arbeitsmarktpolitik, Gemeinwesenarbeit und Mädchenförderung. Langjährige Arbeit in den Bereichen Migration, Mädchenarbeit und Empowerment. Seit 1998 Lehrbeauftragte an der Akademie für Sozialarbeit der Stadt Wien. Als Supervisorin und Organisationsberaterin vor allem für Non Profit Organisationen tätig .

Ich freue mich über Diskussionsbeiträge:office@netzwerk-ost.at

Diesen Artikel und andere finden Sie unter: <http://www.netzwerk-ost.at>

Literatur:

Scharpf, Ulrich. Fisch, Rudolf: Neuere Verfahren zur Analyse sozialer Interaktion in Kleingruppen. In: GD H. 3, 279 -294 In: Amann, Andreas: Reflexive Vergemeinschaftung. Zu Struktur und Prozess gruppendynamischer Praxis. Frankfurt/Main. 2002 (Dissertation)

Amann, Anton: Sozialarbeitsforschung in Österreich. Diskussionsvorschlag zur Sitzung der ÖGS-Sektion Sozialarbeit am 23. 9. 2000

Hinte, Wolfgang: Sollen Sozialarbeiter[Innen] hexen? Stadtteilarbeit zwischen Bürokratie und Bewohneralltag. In: Sozial Extra 9/1991

Lewin, Kurt: Die Lösung sozialer Konflikte. Ausgewählte Abhandlungen über Gruppendynamik. Bad Neuheim, 1953

Hellmann, Willfried: Sozialarbeitswissenschaft und Professionalisierung Sozialer Arbeit, www.fh-fulda.de; 25. 2. 2002

Wendt, Rainer: Sozial und wissenschaftlich arbeiten. 1994. In: Hellmann, Willfried: Sozialarbeitswissenschaft und Professionalisierung Sozialer Arbeit, www.fh-fulda.de; 25. 2. 2002

Spitzky, Christine : Gemeinwesenarbeit - BürgerInnen arbeiten mit Profis. In: Roessler, M., Schnee, R.,

Spitzky, Chr., Stoik, Chr.: Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement. Wien, 2000

Rappe-Giesecke, Kornelia.: Supervision. Veränderung durch Selbstreflexion. In: Fatzer, Gerhard.

Rappe-Giesecke, Kornelia. Loss, Wolfgang: Qualität und Leistung von Beratung. Köln, 1999

Schenk, Martin: Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft. In: In: Roessler, Marianne.

Schnee, Renate. Spitzky, Christine. Stoik, Christoph: Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement. Wien, 2000

Paolo Freire. Pädagogik der Unterdrückten.

De Shazer, Steve: Worte waren ursprünglich Zauber. Dortmund, 1996

De Jong, Peter. Kim Berg, Insoo: Lösungen (er)finden). Dortmund, 1998

Devereux, Georges. Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. München, 1973

Lüssi, Peter: Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung. Bern, Stuttgart, 1953

Hinte,W./ Karas,F.: Integrieren nicht spalten- Soziale Arbeit in einer gespaltenen Gesellschaft, in: Forum Sozial, Heft 2, 1997

Klöck, Tilo (Hg.): Solidarische Ökonomie und Empowerment, Neu-Ulm, 1998

Mohrlok,M. / Neubauer, M./ Neubauer,R./Schönfelder W.: Let's organize - Gemeinwesenarbeit und Community Organisation im Vergleich, München 1993

Holzcamp, K.: Gesellschaftliche Widersprüche und individuelle Handlungsfähigkeit. In: Braun, K.-H. Gekeler: Objektive und subjektive Widersprüche in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Marburg, 1984